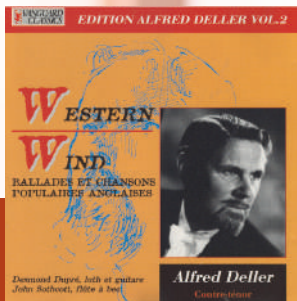


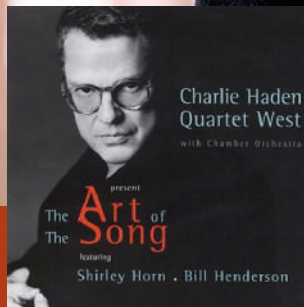
Andreas Scholl

... präsentiert drei Lieblingsaufnahmen.
Von Kai Luehrs-Kaiser

Andreas Scholl, geboren 1967 in Eltville am Rhein, ist einer der führenden Countertenöre. Er war der wohl erste, der für sein ausnehmend schönes Timbre berühmt wurde. Seine Eltern waren Chorsänger, auch seine Schwester Elisabeth Scholl ist Sängerin. Scholl studierte und lehrte an der Schola Cantorum Basiliensis, heute ist er Professor am Mozarteum in Salzburg. Er ist verheiratet mit der Pianistin Tamar Halperin und lebt bis heute im Rheingau. Gerade ist sein neues Album erschienen, „In Darkness“, Lieder aus Barock und Renaissance mit dem Lautenisten Edin Karamazov, nur auf LP erhältlich (beim Berliner Label Low Swing).



Alfred Deller, mein größtes Vorbild neben seinem Nachfolger James Bowman, würde heute kaum noch diese Karriere machen. Seine wahrscheinlich eher kleine Stimme holte den Sänger – als Countertenor – aus dem Chorgesang hervor. Plötzlich stand da ein Solist. Die Platte, die ich von ihm besonders liebe, entstand relativ früh: „Western Wind“, noch beim Label Vanguard. Ich erinnere mich genau, wie ich die Platte in Köln gekauft habe, als CD. Ich saß im Hotel und hörte sie von Anfang bis Ende durch. Ich war zu Tränen gerührt. Diese Zerbrechlichkeit, diese Ehrlichkeit, ich war hin und weg. Deller hat nie forciert, sich nie auch nur im Mindesten verstellt. Und er hat sehr lange singen können. Ein Meister. Sein schönster Titel überhaupt: Das anonyme „The Wife of Usher’s Well“, begleitet von Desmond Dupré. Darf’s noch etwas von James Bowman sein? Das „Nisi Dominus“ von Vivaldi.



Ich höre gern Jazz. Daher: „The Art of the Song“ von Charlie Haden, mit Kammerorchester und unter Mitwirkung von Bill Henderson und Shirley Horn. Die beiden waren über siebzig, Haden hatte die Sechzig hinter sich. Beim letzten Titel, „Way-faring Stranger“, wurde er überredet, selbst zu singen. Durch eine Kinderlähmung war Hadens Stimme jedoch stark beeinträchtigt und brüchig. Er atmet nach jedem Wort. Und wieder muss ich sagen: Ich bin in Tränen ausgebrochen, als ich das hörte, so schön ist das. Irgendwas muss schwingen und mit dem Zuhörer resonieren. Man muss sagen können: „Das gibt’s ja nicht.“ Haden möchte man geradezu trösten, wenn man ihn so hört.



Und dann die, ich glaube: einzige Jazz-CD von Renée Fleming, „Haunted Heart“. Vor allem wegen des Titels „The Moon is a Harsh Mistress“, ein Standard von Jimmy Webb. Ich selbst habe den Song für einen Clip verwendet. Im Übrigen würde ich zugeben: Mir sind die alten Aufnahmen, selbst von Gluck und Komponisten der Alten Musik, meist am liebsten. Ich bin wohl auch selbst eher alte Schule. Mir wurde von meinen Lehrern noch gesagt: „Bilden Sie sich nicht ein, eine schöne Stimme sei alles.“ Heute hat ein bestimmter Schönheitskult dazu geführt, dass alle gleich klingen. Alles ist sehr einförmig geworden. Das bedeutet in Wirklichkeit, dass man nicht genug gearbeitet hat. Meinungslosigkeit führt immer zu einer diffusen Botschaft. Und dazu, dass alles gleichermaßen bittersüß überkommt. Meine Devise, auftrittstechnisch gesehen, war: Den Kopf immer zum ersten Balkon hochrecken. Man muss die Achse im Körper spüren. Und nie forcieren. Das war – und ist bis heute – mein Rezept.